

Die Bücher der Chronika

der

drei Schwestern.

Erstes Buch.

Ein reicher, reicher Graf vergeudete all' sein Hab' und Gut. Er lebte königlich, hielt alle Tage offene Tafel; wer bei ihm einsprach, Ritter oder Knappe, dem gab er drei Tage lang ein herrliches Banket, und alle Gäste taumelten mit frohem Muth von ihm hinweg. Er liebte Bretspiel und Würfel; sein Hof wimmelte von goldgelockten Edelknaben, Läufern und Heyducken, in prächtiger Livree, und seine Ställe nährten unzählige Pferde und Jagdhunde. Durch diesen Aufwand zerrannen seine Schätze. Er verpfändete eine Stadt nach der andern, verkaufte seine Juwelen und Silbergeschirr, entließ die Bedienten und erschof die Hunde; von seinem ganzen Eigenthum blieb ihm

nichts übrig, als ein altes Waldschloß, eine tugendsame Gemahlin und drei wunderschöne Töchter. In diesem Schlosse hauste er von aller Welt verlassen; die Gräfin versah mit ihren Töchtern selbst die Küche, und weil sie allseits der Kochkunst nicht kundig waren, wußten sie nichts als Kartoffeln zu kochen. Die frugalen Mahlzeiten behagten dem Papa so schlecht, daß er grämlich und mißmüthig wurde, und in dem weiten leeren Hause lärmte und fluchte, daß die kahlen Wände seinen Unmuth wiederhallten. An einem schönen Sommermorgen ergriff er aus Spleen seinen Jagdspieß, und zog zu Walde, ein Stück Wild zu fällen, um sich eine leckerhafte Mahlzeit davon bereiten zu lassen.

Von diesem Walde ging die Rede, daß es darin nicht geheuer sey; manchen Wanderer hatte es schon irre geführt, und mancher war nie daraus zurückgekehrt, weil ihn entweder böse Gnomen erdroffelt oder wilde Thiere zerrissen hatten. Der Graf glaubte nichts und fürchtete nichts von unsichtbaren Mächten; er stieg rüstig über Berg und Thal, und kroch durch Busch und Dickigt, ohne eine Beute zu erhaschen. Ermüdet setzte er sich unter einen hohen Eichenbaum, um mit einigen gesottenen Kartoffeln und ein wenig Salz, dem ganzen Vorrath seiner Jagdtasche, sein Mittagsmahl zu halten.

Von ungefähr hob er seine Augen auf, siehe da! ein grausam wilder Bär schritt auf ihn zu. Der arme

Graf erschrak gewaltig über diesen Anblick; entfliehen konnte er nicht, und zu einer Bärenjagd war er nicht ausgerüstet. Zur Nothwehr nahm er den Jägerspieß in die Hand, sich damit zu vertheidigen, so gut er könnte. Das Ungethüm kam nah heran; auf einmal stand's und brummte ihm vernehmlich diese Worte entgegen: Räuber, plünderst du meinen Honigbaum? Den Frevel sollst du mit dem Leben büßen! Ach, bat der Graf, ach, freßt mich nicht, Herr Bär, mich lüstet nicht nach eurem Honig, ich bin ein biedrer Rittermann. Seyd ihr bei Appetit, so nehmt mit Hausmannskost vorlieb und seydt mein Gast. Hierauf tischt er den Bären alle Kartoffeln in seinem Jagd- hut auf. Dieser aber verschmähte des Grafen Tafel und brummte unwillig fort: Unglücklicher, um diesen Preis lösest du dein Leben nicht; versprich mir deine große Tochter Wulfild augenblicks zur Frau, wo nicht, so freß ich dich! In der Angst hätte der Graf dem verliebten Bären wohl alle drei Töchter zugesagt, und seine Gemahlin oben drein, wenn er sie verlangt hätte; denn Noth kennt kein Gesetz. Sie soll die Cure seyn, Herr Bär, sprach der Graf, der anfing, sich wieder zu erholen; doch, setzte er trügligh hinzu, unter dem Beding, daß ihr nach Landes Brauch die Braut löset, und selber kommt sie heimzuführen. Topp, murmelte der Bär, schlag ein, und reichte ihm die raube Tasse hin, in sieben Tagen lös ich sie mit einem Zentner Gold und führe mein Liebchen heim. Topp, sprach

der Graf, ein Wort ein Mann! Drauf schieden sie in Frieden auseinander; der Bär trabte seiner Höhle zu, der Graf säumte nicht, aus dem furchtbaren Walde zu kommen, und gelangte bei Sternenschimmer kraftlos und ermattet in seinem Waldschloß an.

Es versteht sich, daß ein Bär, der wie ein Mensch vernünftig reden und handeln kann, niemals ein natürlicher, sondern ein bezauberter Bär ist. Das merkte der Graf wohl; darum dacht er, den zottigen Eidam durch List zu hintergehen, und sich in seiner festen Burg so zu verschanzen, daß es dem Bären unmöglich wäre, hineinzukommen, wenn er auf den bestimmten Tag die Braut abholen würde. Wenn gleich einem Zauberbären, dachte er bei sich selbst, die Gabe der Vernunft und Sprache verliehen ist, so ist er am Ende gleichwohl ein Bär, und hat übrigens alle Eigenschaften eines natürlichen Bären. Er wird also doch wohl nicht fliegen können, wie ein Vogel, oder durchs Schlüffeloch in ein verschlossenes Zimmer eingehen, wie ein Gespenst, oder durch ein Nadelöhr schlüpfen.

Den folgenden Tag berichtete er seiner Gemahlin und den Fräulein das Abenteuer im Walde. Fräulein Wulfild fiel vor Entsetzen in Ohnmacht, als sie hörte, daß sie an einen scheußlichen Bär vermählt werden sollte, die Mutter rang und wand die Hände und jammerte laut, und die Schwestern bebten und bangten vor Wehmuth und Entsetzen. Papa aber ging hinaus,

befchauete die Mauern und Graben ums Schloß her, untersuchte, ob das eiserne Thor schloß- und riegel- fest sey, zog die Zugbrücke auf und verwahrte alle Zugänge wohl, stieg darauf auf die Warte, und fand da ein Kämmerlein hochgebaut unter der Zinne und wohlvermauert, darin verschloß er das Fräulein, die ihr seidenes Flachshaar zerraupte, und sich schier die himmelblauen Augen ausweinte.

Sechs Tage waren verflossen und der siebente dämmerte heran, da erhob sich vom Walde her groß Getöse, als sey das wilde Heer im Anzug. Peitschen knallten, Posthörner schallten, Pferde trappelten, Räder rasselten. Eine prächtige Staatskarosse mit Reitern umringt rollte übers Blachfeld daher ans Schloßthor. Alle Riegel schoben sich, das Thor rauschte auf, die Zugbrücke fiel, ein junger Prinz stieg aus der Karosse, schön wie der Tag, angethan mit Sammet und Silberstück. Um seinen Hals hatte er eine goldne Kette dreimal geschlungen, in der ein Mann aufrecht stehen konnte; um seinen Hut lief eine Schnur von Perlen und Diamanten, welche die Augen verblendete, und um die Agraße, welche die Straußfeder befestigte, wäre ein Herzogthum feil gewesen. Rasch, wie Sturm und Wirbelwind, flog er die Schnecken- treppe im Thurm hinauf, und einen Augenblick nachher bebte in seinem Arm die erschrockne Braut herab.

Ueber dem Getöse erwachte der Graf aus seinem Morgenschlummer, schob das Fenster im Schlafge-

mach auf, und als er Roß und Wagen, und Ritter und Reifige im Hofe erblickte, und seine Tochter im Arm eines fremden Mannes, der sie in den Brautwagen hob, und nun der Zug zum Schloßthor hinausging, fuhrs ihm durchs Herz, und er erhob groß Klagegeschrei: Ade, mein Töchterlein! Fahr hin, du Bärenbraut! Wulfilb vernahm die Stimme ihres Vaters, ließ ihr Schweifstüchlein zum Wagen herauswehen, und gab damit das Zeichen des Abschieds.

Die Eltern waren bestürzt über den Verlust ihrer Tochter, und sahen einander stumm und staunend an. Mama traute gleichwohl ihren Augen nicht, und hielt die Entführung für Blendwerk und Teufelspuk, ergriff ein Bünd Schlüssel und lief auf die Warte, und öffnete die Klause; aber sie fand weder ihre Tochter noch etwas von ihrer Geräthschaft, doch lag auf dem Tischlein ein silberner Schlüssel, den sie zu sich nahm, und als sie von ungefähr durch die Luke blickte, sah sie in der Ferne eine Staubwolke gegen Sonnenaufgang emporwirbeln, und hörte das Getümmel und Sauchzen des Brautzugs bis zum Eingang des Waldes. Betrübt stieg sie vom Thurm herab, legte Trauerkleider an, bestreute ihr Haupt mit Asche, weinte drei Tage lang und Gemahl und Töchter halfen ihr wehklagen. Am vierten Tage verließ der Graf das Trauergemach, um frische Luft zu schöpfen, und wie er über den Hof ging, stand da eine feine dichte Kiste von Ebenholz, wohlverwahrt und schwer zu tragen. Er

ahnete leicht, was drinnen sey; die Gräfin gab ihm den Schlüssel, er schloß auf, und fand einen Zentner Goldes, eitel Dublonen, eines Schlags. Er freut über diesen Fund vergaß er all sein Herzleid, kaufte Pferde und Falken, auch schöne Kleider für seine Gemahlin und die holden Fräulein, nahm Diener in Sold, und hob von neuem an zu prassen und zu schwelgen, bis die letzte Dublone aus dem Kasten flog. Dann machte er Schulden, und die Gläubiger kamen schaarweis, plünderten das Schloß rein aus, und ließen ihm nichts als einen alten Falken. Die Gräfin sott mit ihren Töchtern wieder Kartoffeln, und er durchstreifte tagtäglich das Feld mit seinem Federspiel aus Verdruß und Langerweile.

Eines Tages ließ er den Falken steigen, der hob sich hoch in die Lüfte und wollte nicht auf die Hand seines Herrn zurückkehren, ob er ihn gleich lockte. Der Graf folgte seinem Flug, so gut er konnte, über die weite Ebne. Der Vogel schwebte dem grausenvollen Walde zu, welchen zu betreten der Graf nicht mehr waghalsen wollte, und sein liebes Federspiel verloren gab. Plötzlich stieg ein rüstiger Adler über dem Walde auf und verfolgte den Falken, welcher den überlegenen Feind nicht sobald ansichtig wurde, als er pfeilgeschwind zu seinem Herrn zurückkehrte, um bei ihm Schutz zu suchen. Der Adler aber schoß aus den Lüften herab, schlug einen seiner mächtigen Fänge in des Grafen Schulter, und zerdrückte mit dem andern den ge-

treuen Falken. Der bestürzte Graf versuchte mit dem Speer von dem gefiederten Ungeheuer sich zu befreien, schlug und stach nach seinem Feinde. Aber der Adler ergriff den Jagdspieß, zerbrach ihn wie ein leichtes Schilfrohr, und kreischte ihm mit lauter Stimme diese Worte in die Ohren: Verwegner, warum beunruhigst du mein Lustrevier mit deinem Federspiel? Den Frevel sollst du mit deinem Leben büßen. Aus dieser Vogelssprache merkte der Graf bald, was für ein Abenteuer er zu bestehen habe. Er faßte Muth und sprach: Gemach, Herr Adler, gemacht! Was hab ich euch gethan? Mein Falk hat seine Schuld ja abgebüßt, den laß ich euch, stillt euren Appetit. Nein, fuhr der Adler fort, mich lüstet eben heut nach Menschenfleisch, und du scheinst mir ein fetter Fraß. Vardon, Herr Adler, schrie der Graf in Todesangst, heischt was ihr wollt von mir, ich geb es euch: nur schont meines Lebens. Wohl, versetzte der mörderische Vogel, ich halte dich beim Wort; du hast zwei schöne Töchter, und ich bedarf ein Weib. Versprich mir deine Adelheid zur Frau, so laß ich dich mit Frieden ziehn, und löse sie von dir mit zwei Stufen Gold, jede einen Zentner schwer. In sieben Wochen führ ich mein Liebchen heim. Hierauf schwang sich das Ungethüm hoch empor und verschwand in den Wolken.

In der Noth ist einem alles feil. Da der Vater sahe, daß der Handel mit den Töchtern so gut von statten ging, gab er sich über ihren Verlust zufrieden.

Er kam diesmal ganz wohlgemuth nach Hause, und verhehlte sorgfältig sein Abenteuer; theils den Vorwürfen, die er von der Gräfin fürchtete, auszuweichen, theils der lieben Tochter das Herz vor der Zeit nicht schwer zu machen. Zum Schein klagte er nur über den verlorenen Falken, von welchem er vorgab, er habe sich verflogen. Fräulein Adelheid war eine Spinnerin, wie keine im Lande. Sie war auch eine geschickte Weberin, und schnitt eben damals ein Stück köstlicher Leinwand vom Weberstuhle, so fein wie Bast, welche sie unfern der Burg auf einem frischen Rasenplazze bleichte. Sechs Wochen und sechs Tage vergingen, ohne daß die schöne Spinnerin ihr Schicksal ahnete: obgleich der Vater, der doch etwas schwermüthig wurde, als der Termin der Heimsuchung nahte, ihr unter der Hand manchen Wink davon gab, bald einen bedenklichen Traum erzählte, bald die Wulfild wieder in Andenken brachte, die längst vergessen war. Adelheid war frohen und leichten Sinnes, wählte, das schwere Herzblut des Vaters erzeuge hypochondrische Grillen. Sie hüpfte sorgelos bei Anbruch des bestimmten Tages hinaus auf den Bleichrasen, und breitete ihre Leinwand aus, damit sie vom Morgenthau getränkt würde. Wie sie ihre Bleiche beschickt hatte, und nun ein wenig umherschaute, sah sie einen herrlichen Zug Ritter und Knappen herantraben. Sie hatte ihre Toilette noch nicht gemacht, darum verbarg sie sich hinter einen wilden Rosenbusch, der eben in

voller Blüthe stand, und glogte hervor, die prächtige Kavalkade zu schauen. Der schönste Ritter aus dem Haufen, ein junger schlanker Mann in offenem Helm, sprengte an den Busch, und sprach mit sanfter Stimme: Ich sehe dich, ich suche dich, fein Liebchen, ach verbirg dich nicht; rasch schwinde dich hinter mich auf's Roß, du schöne Adlerbraut! Adelheid wußte nicht wie ihr geschah, da sie diesen Spruch hörte; der liebliche Ritter gefiel ihr baß: aber der Befehl, Adlerbraut, machte das Blut in ihren Adern erstarrend; sie sank ins Gras, ihre Sinne umnebelten sich, und beim Erwachen befand sie sich in den Armen des holden Ritters, auf dem Wege nach dem Walde.

Mama bereitete indeß das Frühstück, und als Adelheid dabei fehlte, schickte sie die jüngste Tochter hinaus, zu sehen, wo sie bliebe. Sie ging und kam nicht wieder. Der Mutter schwanete nichts Gutes, sie wollte sehen, warum ihre Töchter so lange weilten. Sie ging und kam nicht wieder. Papa merkte, was vorgegangen sey; das Herz schlug laut in seiner Brust; er schlich sich zu dem Rasenplatze, wo Mutter und Tochter noch immer nach der Adelheid suchten und sie ängstlich beim Namen riefen, und auch er ließ seine Stimme weiblich erschallen, wiewohl er wußte, daß alles Rufen und Umsuchen vergeblich war. Sein Weg führte ihn an dem Rosenbusche vorbei, da sah er was blinken, und wie ers genau betrachtete, waren's zwei goldene Eyer, jedes einen Zentner schwer. Nun konnt'

er nicht länger anstehn, seiner Gemahlin das Abenteuer der Tochter zu offenbaren. Schandbarer Seelenverkäufer, rief sie aus, o Vater! o Mörder! Opferst du um schändlichen Gewinnstes willen also dein Fleisch und Blut dem Moloch auf? Der Graf, sonst wenig beredsam, vertheidigte sich jetzt aufs beste, und entschuldigte sich mit der bringenden Gefahr seines Lebens; aber die trostlose Mutter hörte nicht auf, ihm die bittersten Vorwürfe zu machen. Er wählte also das unfehlbarste Mittel, allem Wortstreit ein Ende zu machen, er schwieg und ließ seine Dame reden so lange sie wollte, brachte indessen die goldenen Eyer in Sicherheit, und wälzte sie gemach vor sich her; legte darauf wohlstandshalber drei Tage lang Familientrauer an, und dachte nur darauf, wie er seine vorige Lebensart wieder beginnen wollte.

In kurzer Zeit war das Schloß wieder die Wohnung der Freude, das Elysium gefräßiger Schranzen. Ball, Turnier und prächtige Feste wechselten täglich ab. Fräulein Bertha glänzte am Hofe ihres Vaters den stattlichen Rittern in die Augen, wie der Silbermond den empfindsamen Wandlern in einer heitern Sommernacht. Sie pflegte bei den Ritterspielen den Preis auszuthellen, und tanzte jeden Abend mit dem siegenden Ritter den Vorreihen. Die Gastfreigeigkeit des Grafen und die Schönheit der Tochter zog von den entlegensten Orten die edelsten Ritter herbei. Viele buhlten um das Herz der reichen Erbin, aber unter

so vielen Freierbern hielt die Wahl schwer, denn einer übertraf den andern immer an Adel und Wohlgestalt. Die schöne Bertha führte und wählte so lang, bis die goldenen Eyer, bei welchen der Graf die Feile nicht gespart hatte, zur Größe von Haselnüssen geschmolzen waren.

Die gräflichen Finanzen geriethen nun wieder in den vorigen Verfall, die Turniere wurden eingestellt, Ritter und Knappen verschwanden, das Schloß nahm wieder die Gestalt einer Einöde an, und die hohe Familie kehrte zu den frugalen Kartoffelmahlzeiten zurück. Der Graf durchstrich mißmüthig die Felder, wünschte ein neues Abenteuer; und fand keins, weil er den Zauberwald scheuete.

Eines Tags verfolgte er ein Volk Rebhühner so weit, daß er dem schauervollen Walde nahe kam, und ob er sich gleich nicht hineinwagte, so ging er doch eine Strecke an der Brähne hin, und erblickte da einen großen Fischweiher, der ihm noch nie zu Gesichte gekommen war, in dessen silberhellem Gewässer er unzählige Forellen schwimmen sah. Dieser Entdeckung freuete er sich sehr. Der Teich hatte ein unverdächtiges Ansehen; daher eilte er nach Hause, strickte sich ein Netz, und den folgenden Morgen stand er bei guter Zeit am Gestade, um solches auszuwerfen. Glücklicherweise fand er einen kleinen Nachen mit einem Ruder im Schilf. Er sprang hinein, ruderte lustig auf dem Teich herum, warf das Netz aus, fing mit

einem Zuge mehr Forellen als er tragen konnte, und
 ruderte vergnügt über seine Beute dem Strande zu.
 Ungefähr einen Steinwurf vom Gestade stand der Na-
 chen im vollen Lauf fest und unbeweglich, als säß er
 auf dem Grunde. Der Graf glaubte das auch, und
 arbeitete aus allen Kräften, ihn wieder flott zu machen,
 aber vergebens. Das Wasser verrann rings umher,
 das Fahrzeug schien an einer Klippe zu hangen, und
 hob sich hoch über die Oberfläche empor. Dem uner-
 fahrenen Fischer war dabei nicht wohl zu Muth. Ob-
 gleich der Nachen wie angenagelt stand, so schien sich
 doch von allen Seiten das Gestade zu entfernen, der
 Weiher dehnte sich zu einer großen See aus, die Wo-
 gen schwellen auf, die Wellen rauschten und schäum-
 ten und mit Entsetzen ward er inne, daß ein unge-
 heurer Fisch ihn und seinen Nachen auf dem Rücken
 trug. Er ergab sich in sein Schicksal, ängstlich har-
 rend, welchen Ausgang es nehmen würde. Plötzlich
 tauchte der Fisch unter, der Nachen ward wieder flott,
 aber einen Augenblick darauf erschien das Meerwun-
 der über dem Wasser, sperrte einen abscheulichen Na-
 chen gleich der Höllenspforte auf, und aus dem fin-
 stern Schlunde schallten, wie aus einem unterirdischen
 Gewölbe, vernehmlich diese Worte hervor: Kühner Fi-
 scher, was beginnst du hier? Du mordest meine Un-
 terthanen? Den Frevel sollst du mit dem Leben bü-
 ßen! Der Graf war nun bereits mit dergleichen Aben-
 teuern so bekannt worden, daß er wußte, wie er sich

dabei zu benehmen hätte. Er erholte sich bald von seiner ersten Bestürzung, da er merkte, daß der Fisch doch ein vernünftig Wort mit sich reden ließ, und sprach ganz dreiste: Herr Behemot, verlegt das Gastrecht nicht, vergönnt mir ein Gerichte Fisch aus eurem Weiher; sprächet ihr bei mir ein, so ständ euch Küch' und Keller gleichfalls offen. So traute Freunde sind wir nicht, versetzte das Ungeheuer: kennst du noch nicht des Stärkern Recht, daß der den Schwächern frist? Du stahlst mir meine Unterthanen, sie zu verschlingen, und ich verschlinge dich! Hier riß der grimmige Fisch den Rachen noch weiter auf, als wollt er Schiff mit Mann und Maus verschlingen. Ach schonet, schonet mein Leben, schrie der Graf, ihr seht, ich bin ein mageres Morgenbrod für euern Wallfischbauch! Der große Fisch schien sich etwas zu bedenken: Wohlan, sprach er, ich weiß, du hast eine schöne Tochter, versprich mir die zum Weibe, und nimm dein Leben zum Gewinn. Als der Graf hörte, daß der Fisch aus diesem Tone zu reden anfing, verschwand ihm alle Furcht: Sie stehet zu Befehl, sprach er, ihr seyd ein wackerer Eidam, dem kein biederer Vater sein Kind versagen wird. Doch, womit löset ihr die Braut nach Landes Brauch? Ich habe, erwiederte der Fisch, weder Gold noch Silber; aber im Grunde dieses Sees liegt ein großer Schatz von Perlenmuscheln, du darfst nur fordern. Nun, sagte der Graf, drei Himten Zahlpelren sind wohl nicht zu viel für eine schöne Braut. Sie

sind dein, beschloß der Fische, und mein die Braut; in sieben Monden führ ich mein Liebchen heim. Hierauf stürmt' er lustig mit dem Schwanze, und trieb den Nachen bald an den Strand.

Der Graf brachte seine Forellen nach Hause, ließ sie sieden, und sich diese Kartheusermahlzeit nebst der Gräfin und der schönen Bertha wohlschmecken. Das arme Fräulein ahnte nicht, wie theuer ihr dies Mahl zu stehen kommen würde.

Unterdessen nahm der Mond sechsmal ab und zu, und der Graf hatte sein Abenteuer beinahe vergessen; als aber der Silbermond zum siebentenmal sich zu runden begann, dacht er an die bevorstehende Katastrophe, und um kein Augenzeuge davon zu seyn, drückte er sich ab, und unternahm eine kleine Reise ins Land. In der schwülen Mittagsstunde, am Tage des Vollmonds, sprengte ein stattlich Geschwader Reiter ans Schloß; die Gräfin, bestürzt über so vielen fremden Besuch, wußte nicht, ob sie die Pforte öffnen sollte oder nicht. Als sich aber ein wohlbekannter Ritter anmeldete, ward ihm aufgethan. Er hatte gar oft zur Zeit des Wohlstandes und Ueberflusses in der Burg den Turnieren beigewohnt, und zu Schimpf und Ernst gestochen, auch manchen Ritterdank von der schönen Bertha Hand empfangen, und mit ihr den Vorreihen getanzt; doch seit der Glücksveränderung des Grafen war er gleich den übrigen Rittern verschwunden. Die gute Gräfin schämte sich vor dem edlen Ritter und sei-

nem Gefolge ihrer großen Armuth, daß sie nichts hatte, ihm aufzutischen. Er aber trat sie freundlich an, und bat nur um einen Trunk frisch Wasser aus dem kühlen Felsenbrunnen des Schlosses, wie er auch sonst zu thun gewohnt war; denn er pflegte nie Wein zu trinken, daher nannte man ihn scherzweise nur den Wasserritter. Die schöne Bertha eilte auf Geheiß der Mutter zum Brunnen, füllte einen Henkelkrug und kredenzte dem Ritter eine kristallene Schale. Er empfing sie aus ihrer niedlichen Hand, setzte sie da an den Mund, wo ihre Purpurlippen die Schale berührt hatten, und that ihr mit innigem Entzücken Bescheid. Die Gräfin befand sich indessen in großer Verlegenheit, da sie nicht vermögend war, ihrem Gaste etwas zum Imbiß aufzutragen; endlich besann sie sich, daß im Schloßgarten eben eine saftige Wassermelone reifte. Augenblicklich drehete sie sich nach der Thür, brach die Melone ab, legte sie auf einen irdenen Teller, viel Weinlaub drunter und die schönsten wohlriechenden Blumen ringsumher, um sie dem Gaste aufzutragen. Wie sie aus dem Garten trat, war der Schloßhof leer und öde, sie sah weder Pferde noch Reisige mehr, im Zimmer war weder Ritter, noch Knappe; sie rief ihre Tochter Bertha, suchte sie im ganzen Hause, und fand sie nicht. Im Vorhause aber waren drei Säcke von neuer Leinwand hingestellt, die sie in der ersten Bestürzung nicht bemerkt hatte, und die von außen anzufühlen waren, als wären sie mit Erbsen gefüllt;

genauer sie zu untersuchen, ließ ihre Betrübniß nicht zu. Die gute Mutter überließ sich ganz ihrem Schmerz, und weinte laut bis an den Abend, wo ihr Gemahl heimkehrte, der sie in großem Jammer fand. Sie konnt ihm die Begebenheit des Tages nicht verhehlen, so gern sie es gethan hätte, denn sie befürchtete von ihm große Vorwürfe, daß sie einen fremden Ritter in die Burg gelassen, der die liebe Tochter entführt hätte. Aber der Graf tröstete sie üebreich und frug nur nach den Erbsäckern, von welchen sie ihm gesagt hatte, ging hinaus, sie zu beschauen, und öffnete einen in ihrer Gegenwart. Wie groß war das Erstaunen der betrübten Gräfin, als eitel Perlen herausrollten, so groß, wie die großen Gartenerbsen, vollkommen gerundet, fein gebohrt, und von dem reinsten Wasser. Sie sahe wohl, daß der Entführer ihrer Tochter jede mütterliche Zähre mit einer Zahlsperle bezahlt hatte, bekam von seinem Reichthum und Stande eine gute Meinung, und tröstete sich damit, daß dieser Eidam kein Ungeheuer, sondern ein stattlicher Ritter sey, welche Meinung ihr der Graf auch nicht benahm.

Nun hatten die Eltern zwar alle ihre schönen Töchter eingebüßt, aber dafür besaßen sie einen unermesslichen Schatz. Der Graf machte bald einen Theil davon zu Gelde. Vom Morgen bis zum Abend wimmelte es von Kaufleuten und Juden im Schlosse, die um die köstlichen Zahlsperlen handelten. Der Graf lösete seine Städte ein, that das Waldschloß an einen

Lehnsmann aus, bezog seine vormalige Residenz, richtete den Hofstaat wieder an, und lebte nun nicht mehr als ein Verschwender, sondern als ein guter Wirth, denn er hatte jetzt keine Tochter mehr zu verhandeln. Das edle Paar befand sich in großer Behäglichkeit, nur die Gräfin konnte sich über den Verlust ihrer Fräulein nicht beruhigen; sie trug beständig Trauerkleider, und wurde nimmer froh. Eine Zeitlang hoffte sie, ihre Bertha mit dem reichen Perlenritter wieder zu sehen, und so oft ein Fremder bei Hofe gemeldet wurde, ahnete sie den wiederkehrenden Eidam. Der Graf vermocht es endlich nicht länger über sich, sie mit leerer Hoffnung hinzuhalten; in der traulichen Bettkammer, welche so manchem Männergeheimniß Luft macht, eröffnete er ihr, daß dieser herrliche Eidam ein scheußlicher Fisch sey. Ach, erseufzte die Gräfin, ach, ich unglückliche Mutter! Hab ich darum Kinder geboren, daß sie ein Raub grausender Ungeheuer werden sollten? Was ist alles Erdenglück, was sind alle Schätze für eine kinderlose Mutter! Liebes Weib, antwortete der Graf, beruhige dich; es ist nun einmal nicht anders; wenns von mir abhinge, sollte es dir an Kindersegen nicht gebrechen. Die Gräfin nahm diese Worte sehr zu Herzen. Sie meinte, ihr Gemahl mache ihr Vorwürfe, daß sie altere und die Unfruchtbare im Hause sey; denn er selbst war noch ein seiner rüstiger Mann. Darüber betrübte sie sich so sehr, daß sie in große Schwermuth fiel, und Freund Hein war ihr

wohl ein willkommener Gast gewesen, wenn er bei ihr eingespochen hätte.

Zweites Buch.

Alle Jungfrauen und Dirnen am Hofe nahmen großen Theil an dem Leide ihrer guten Frau, und jammerten und weinten mit ihr, suchten sie auch wohl zu Zeiten durch Sang und Saitenspiel aufzuheitern; aber ihr Herz war keiner Freude mehr empfänglich. Jede Hofdame gab weisen Rath, wie der Geist des Trübfinns weggebannet werden möchte, gleichwohl war nichts zu erdenken, das den Kummer der Gräfin gemindert hätte. Die Jungfrau, welche ihr das Handwasser reichte, war vor allen andern Dirnen klug und sittsam und bei ihrer Gebieterin wohlgelitten; sie hatte ein empfindsames Herz, und der Schmerz ihrer Herrschaft lockte ihr manche Thräne ins Auge. Um nicht vorlaut zu scheinen, hatte sie immer geschwiegen; endlich konnte sie dem innern Drange nicht länger widerstehen, auch ihren guten Rath zu ertheilen. Edle Frau, sagte sie, wenn ihr mich hören wolltet, so wüßt ich euch wohl ein Mittel zu sagen, das die Wunden eures Herzens heilen sollte. Die Gräfin sprach: rede! Unsern von eurer Residenz, fuhr die Jungfrau fort, wohnt ein frommer Einsiedler in einer schauervollen Grotte, zu welchem viel Pilger in mancherlei Noth ihre